

Aus einem Gespräch  
mit Lilly Müller, Rudow

»Ich hatte Glück . . .«

Meine Eltern sind in Rumänien geboren, ich in Berlin-Tiergarten. Ich weiß nur noch, daß meine Eltern, als sie heirateten, hierher gekommen sind. Mein Vater hatte, als er jung war, studiert. Scheinbar ging das dann nicht mehr. Dann hatten meine Eltern ein Lederwarengeschäft in der Potsdamer Straße, dort, wo der Sportpalast war. Das Geschäft mußten sie dann auch aufgeben, das hat wohl nichts mehr gebracht. Ich nehme an, das hing auch mit den Judenboykotten zusammen. Mein Vater war dann bei Auktionen Kommissionär. Als dann die ganzen Auswanderungen waren, fand ja eine Auktion nach der anderen statt.

Meine Eltern sind beide jüdisch. Ich bin als Kind religiös erzogen worden. Wir sind zur Synagoge gegangen, haben die Feiertage begangen. Das hat die ganze Familie zusammen gemacht, das war immer ziemlich feierlich am Sabbat. Aber keiner konnte mir sagen, was die Frauen gebetet haben, wenn sie die Lichter anzündeten. Ich war auch noch sehr klein damals. Man ist im jüdischen Glauben erzogen worden. Damals hatte das noch einen Sinn, weil man unter Juden war.

Ich war nur ein einziges Mal in Rumänien zu Besuch. Wir haben das Land überhaupt nicht gekannt. Ich habe mich immer als Jüdin gefühlt, das war man doch ewig, man war ja nie etwas anderes, man wurde ja nie gleichgestellt mit den anderen. Man war von allem ausgeschlossen. Man durfte zum Beispiel nicht mehr mit den anderen zusammenkommen. Wir sind, als ich vier Jahre alt war, nach Britz in die Lauterberger Straße 13 gezogen. Da habe ich gar nicht gewußt, was ein Jude ist und was nicht. Wir waren auch die einzige jüdische Familie dort, in der Schule später war ich das einzige jüdische Kind. Da waren sehr viele Beamtenkinder, die durften mit Juden nicht mehr zusammen sein. Ich mußte also immer alleine sitzen. Die Lehrerin hat dann ein Kind, dessen Vater Arbeiter war, angewiesen, mit mir zu gehen. Ich hatte eine Freundin, wir wohnten Balkon an Balkon, wir waren in einer Klasse. Die durfte nicht mehr mit mir gehen, weil ihr Vater sonst nicht mehr Beamter gewesen wäre. Meine Freundin hat sehr darunter gelitten und hat auch nie wieder eine Freundin gehabt. Später, in der Nazizeit, hat sie mich in Charlottenburg besucht.

In der Schule Mariendorfer Weg hatten wir eine Lehrerin, die hieß Fräulein Schmidt. Die lehnte sich dagegen auf, daß sie Rasseunterricht geben sollte. Sie hat dann auch dafür gesorgt, daß ich nicht dabei war. Die kam nach dem Krieg zu mir und wollte eine Unterschrift haben, daß sie kein Nazi gewesen ist. Aber sie war mit einem ganz großen Nazi-Lehrer verheiratet. Ich konnte ja nicht wissen, was sie in der Zeit gemacht hat. Ich habe ihr zwar die Unterschrift gegeben, aber nur für die Zeit, in der ich sie kannte.

Wir mußten dann aus der Wohnung raus und zogen nach Charlottenburg. Ich nehme an, daß wir die Kündigung bekamen, aber das weiß ich nicht genau.

In Charlottenburg kam ich dann auf die Jüdische Schule, das muß 1935/36 gewesen sein. Schon vor 1938 wurden die ganzen Lehrer verhaftet und in Sachsenhausen eingesperrt. Nach sechs Wochen kamen sie wieder raus. Dann fanden die ganzen Auswanderungen statt, und wir wurden immer weniger Kinder. Nachher waren wir insgesamt noch 12 Jungen und Mädchen in einer Klasse. Später hatten wir gar keinen Unterricht mehr, weil wir ja von einer Schule zur anderen wechselten. Erst ging ich zur Fasanenstraße, die wurde ja 1938 angesteckt. Dann sind wir zum Sigmundshof im Tiergarten gekommen, dann zur Klopstockstraße und Bellevue. So ging es von einer Schule zur an-

deren, es gab immer weniger Lehrer, immer weniger Kinder. Später mußten wir nur noch die Schularbeiten abholen. Ich bin eigentlich nur bis zum 12. Jahr zur Schule gegangen. Von meinen Klassenkameraden lebt keiner mehr.

Der Unterricht auf der Jüdischen Schule lief ganz normal, wie in anderen Schulen. Jungs und Mädchen waren zusammen. In der Volksschule hatten wir Englisch und Hebräisch, was allerdings ziemlich schwierig war, weil wir immer weniger Lehrer hatten. Hebräisch habe ich ganz allein gelernt, als ich Ziegenpeter hatte. Wir hatten manchmal auch nachmittags Unterricht, Kochen, Spielturnen und sowas. 1939/40 war das dann alles aus.

Da ich in Kreisen war, wo es jüdische Kinder gab, habe ich das nicht mehr so stark empfunden, daß die anderen Kinder nicht mit mir spielen durften. Und dann kam das mit dem Sterntragen, 1939. Das war natürlich eine schwierige Zeit. Anfangs brauchten wir keinen Stern tragen, weil wir Ausländer waren, später mußten wir ihn dann doch tragen. Mit dem Judenstern ist man ja überall angeeckt, man war ja Freiwild, wenn man rausgegangen ist. Wenn da die SA marschierte und man kam mit einem Judenstern vorbei . . . Die kamen sich ja sonstwie vor. Und die ollen Portiersfrauen, deren Männer in Frankreich eingezogen waren und die Pelze und sonstwas geschickt bekamen, die kamen sich ja vor!

Ich weiß noch, was wir für eine Angst hatten vor jedem Klingeln, ehrlich gesagt haben wir nachher, als wir abgeholt wurden, richtig aufgeatmet, weil jetzt diese ständige Angst vorbei war. Man wußte ja nicht, was kommt. Aber diese ständige Angst, jetzt kommen sie und holen dich. Das war schlimmer. Man ist ja schon verhaftet worden, wenn man schräg über den Damm ging. Wir durften als Juden nicht mehr mit der Straßenbahn fahren. Meine Großmutter wollte damals das Grab meines Großvaters in Weissensee besuchen. Da bin ich von Charlottenburg zur Potsdamer Straße gelaufen und von dort mit meiner Großmutter bis zum Friedhof in Weissensee. Ich weiß nicht, wie viele Stunden wir dafür gebraucht haben. Und dann das ganze Stück wieder zurück.

Zu der Zeit mußte ich noch keinen Stern tragen, aber meine Großmutter. Eigentlich hätte ich nicht mit ihr zusammen gehen dürfen, aber sie hat immer etwas vor den Stern gehalten.

Jeden Morgen vor der Schule bin ich vom Renaissance-Theater bis zum Sportpalast gelaufen. Da war eine Bäckerei, und die hat uns immer morgens um sechs, wenn sie aufgemacht haben, Brötchen gegeben. Das haben wir doch nicht mehr gekannt. Da bin ich also jeden Morgen hin und habe die Brötchen geholt und bin dann wieder zurückgelaufen nach Hause.

Meine Mutter bekam dann 1940 noch ein Kind. Bei der Entbindung zu Hause war zwar eine Hebamme, aber dann stellten sich Schwierigkeiten ein, weil es eine Querlage war. Die Hebamme konnte das nicht mehr alleine machen. Sie rief verschiedene Ärzte an, aber kein Arzt wollte zu Juden kommen. Jeder lehnte es ab, und meine Mutter lag in den Wehen. Dann hat sich ein Arzt gemeldet, der hat sich entschuldigt, daß er Linkshänder ist und seit zwanzig Jahren keine Entbindungen mehr gemacht hat. Aber er hat es dann doch irgendwie geschafft.

Es ging ja immer darum, daß man raus wollte, einer nach dem anderen ist ausgewandert. Wir hatten als rumänische Staatsangehörige Ausreisearträge nach Amerika gestellt. Da aber die rumänische Einwanderungsquote sehr niedrig war, dauerte das dementsprechend. Mein Vater hatte drei Brüder in Amerika, die waren sehr reich. Aber bis die sich bequemt hatten, da war es zu spät. Die Reichen, die konnten raus, die hatten ja das Geld dafür. Während wir darauf angewiesen waren, ein Visum zu bekommen und Bürgen und Geld vorzuweisen. Wir hatten schon alles gepackt, alles war fertig. Die Visa kamen 1941, da war schon Krieg mit Amerika, da kam keiner mehr raus. Die Jüdische Gemeinde finanzierte auch Auswanderungen. Das ging nach Bolivien, Chile, Kuba, China. Immer wieder, wenn es soweit war, war Feierabend. Wir hatten angefangen, Spanisch zu lernen, dann wieder Englisch, das hat alles nicht geklappt.

Mein Onkel, der hatte einen Handwerksberuf, der war Friseur. Der hat das alles gut gemeistert, der ist mit seiner Familie nach Bolivien ausgewandert. Aber mein Vater hatte ja nichts gelernt, und dann die große Familie. Ich hatte noch zwei Schwestern und einen Bruder. Mein Bruder ist 1938 nach Amerika gegangen. Für Amerika galten ja diejenigen, die in Deutschland geboren sind, als Deutsche. So kam er raus. Er hatte große Schwierigkeiten gehabt, er sollte erst in Rumänien eingezogen werden. Die haben ihn dort kaputtgeschlagen. Er kam nach Deutschland zurück und mußte raus. In Rumänien waren ja auch schon die Faschisten dran.

Man wußte über die politische Entwicklung Bescheid. Aber dann kam der Glaube dazu. Man

hatte ja gehofft, daß der liebe Gott einem helfen wird. Das haben sie noch geglaubt, als sie auf dem Wagen splinternackt standen, da haben sie noch zu Gott gebetet, daß sie verschont werden.

In der ganzen Zeit hat mein Vater als Kommissionär gearbeitet. 1940/41 durfte er das nicht mehr. Vielleicht hatte er Ersparnisse gehabt, ich weiß es nicht. Wir hatten auch zwei Zimmer vermietet. Hin und wieder konnte mein Vater auch bei Auktionen mitmachen, aber auf keinen Fall konnte er einer regulären Arbeit nachgehen.

1942 ging dann ein Transport nach dem anderen weg. Ab 1938 haben sich sehr viele Menschen das Leben genommen. Da war die Reichspogromnacht, in der sie überall »Jude« rangeschrieben hatten und alles niederbrannten und ausraubten. Da gab es viele, die sagten, es geht nicht mehr weiter. Damals gab es Veronal, damit haben sich die meisten umgebracht.

Ich hatte damals einen Schulfreund, der ist auch abgeholt worden. Er war in der Levetzowstraße bis zum Abtransport eingesperrt. Er hat mir noch eine Nachricht zukommen lassen, wann der Transport abgeht. Ich bin dann mit einem anderen Freund zum Bahnhof Grunewald gefahren, von dort gingen die Züge ab. Als wir nach meinem Freund, Gert Meier hieß er, suchten, kam die Gestapo und nahm uns fest. Wir waren ja noch Kinder, 14 Jahre. Sie nahmen uns die Ausweise ab, und am nächsten Tag mußten wir dann zur Gestapo. Mein Schulfreund war gar nicht auf diesen Transport mitgenommen worden, der blieb noch zurück und kam in die Große Hamburger Straße. Er ist erst später deportiert worden. Ich hatte ihn sehr lieb gehabt. Ich mußte dann also mit dem anderen Schulfreund zur Gestapo, er wurde mit seinen Eltern noch am gleichen Tag auf Transport geschickt ins KZ. Bei uns haben sie nichts gemacht, weil wir Ausländer waren. Die waren aber sehr frech und fragten mich, ob ich ein Verhältnis mit ihm hätte. Ich habe überhaupt nicht gewußt, was die damit meinten. Ich habe meinen Freund und seine Eltern praktisch ins Unglück gestürzt und bin ziemlich verzweifelt nach Hause gekommen und habe zum Röhrchen gegriffen. Ich dachte, was jetzt kommt, ist nichts mehr, und habe das ganze Röhrchen geschluckt. Es war aber nur Veramon, kein Veronal. Was mir furchtbar leid getan hatte, war, daß ich nicht mehr gesehen hätte, wie das Kind heranwächst, die Kleine, meine jüngste Schwester. Dann aber bin ich doch wieder aufgewacht. Ich war ganz benommen, konnte nicht laufen, niemand wußte etwas. Meiner Schwester hatte ich mich anvertraut, die hat das dann meiner Mutter gesagt. Die haben gedacht, daß ich vielleicht schwanger bin, das war ich aber nicht.

So ging das Leben weiter.

1942 bin ich das erste Mal verhaftet worden, zusammen mit meiner Schwester. Wir kamen zur Großen Hamburger Straße. Dort waren wir drei Tage, dann kamen unsere Eltern. Da ging es aber noch mit den Ausländern, 1943 war das auch aus. Ich mußte damals zu dem Brunner rein, einem SA-Mann.

Ich habe die Tür aufgemacht und mußte sie rückwärts wieder schließen. Dann durfte ich drei Schritte nach vorn. Was er mich damals alles gefragt hat, weiß ich nicht mehr, man war ja sehr eingeschüchtert. Und für diesen Brunner mußte ich jetzt vor Gericht aussagen. Ich konnte aber nur aussagen, was ich damals erlebt hatte. Ich weiß nur noch, daß ich furchtbar verängstigt war. Wir sind dann wieder entlassen worden.

Dann sollten alle Rumänen nach Rumänien zurück. Wir standen alle auf einer Liste und wurden, wie wir da draufstanden, abgeholt. Als die uns abgeholt haben – was haben die da gleich mit rausgeschleppt! Die waren von der SS, die haben gleich Sachen mitgenommen. Wir waren erst einmal vier Wochen in der Großen Hamburger Straße, da haben wir auf der Erde geschlafen. Dann kamen wir auf Lastwagen und wurden zum Bahnhof gebracht. Und von den Lastwagen wurden wir dann in Viehwaggons getrieben. Ich war damals 16, die Kleine, die war 2 1/2 Jahre alt. Wir kamen in geschlossene Viehwaggons, da war oben ein kleines Gitterfensterchen. Wir haben eng aneinandergepreßt gelegen die ganze Zeit.

Dann kamen wir in Auschwitz an. Wir mußten von oben herunterspringen, das war ja eine ganz schöne Höhe, das war ja kein Bahnhof in dem Sinne. Das Gepäck mußten wir hinstellen, dann wurden wir aussortiert. Vater links, ich mit meiner Schwester in die Mitte, Mutti mit der Kleinen nach rechts. Ich wollte noch das Kind nehmen, aber da sagten sie, das Kind gehöre zur Mutter, ich müßte erst noch arbeiten, bis ich da hinkomme. Sie haben einen ja immer beruhigt, indem sie gesagt haben, wir fahren alle gemeinsam ins Arbeitslager, die Familien bleiben zusammen, damit keine Panik entsteht. Genauso wie man vor den Gaskammern sein Waschzeug ordentlich zusammen-

legen mußte. Meine Mutter ist mit der Kleinen gleich vergast worden. Meine Schwester hat noch vier Wochen gelebt. Ich bin die einzige, die es überlebt hat. Meine Schwester war schon sehr krank, sie war erst 20. Ins Revier habe ich sie nicht reinbekommen. Wir hatten uns verabredet und gesagt, daß wir beide Schneiderinnen sind, damit wir zusammenbleiben. Ich kam zuerst ran und sagte, Schneiderin. Und dann sagten sie uns, wer nicht kann, der kriegt eine leichtere Arbeit, und meine Schwester, die nach mir rankam, meldete sich zu etwas anderem und ist dort geblieben.

Ich bin ins Staatsgebäude gekommen, das war eine große Wäscherei mit Nähstube. Unten haben die Gefangenen gelebt, oben die SS. Nach vier Wochen bin ich wieder zurückgekommen, weil ich Typhus hatte. Da hörte ich, wie jemand sagte, daß meine Schwester schon tot sei. Sie war beim Appell umgekippt. Ich hatte Glück, als ich Typhus hatte, waren keine Aussortierungen. Die Aussortierungen waren immer links, rechts, links rechts. Keiner wußte, welches die richtige Seite ist. Als ich zurückkam, kam meine Freundin mit Typhus rein. Wir haben uns direkt gekreuzt. Bei ihr waren wieder die Aussortierungen, aber sie hatte auch Glück.

Wir hatten im Frauenlager Pferdeställe, die im Männerlager hatten richtige Häuser. Wenn man nach Auschwitz reinkommt, sieht das richtig hübsch aus. Mittlerweile ist das eine Baumallee geworden, die Bäume sind in der Zwischenzeit gewachsen, da ist alles grün. Wenn ich mir vorstelle, wie ich da zum ersten Mal langging. Das kann niemals das gleiche sein.

Ich mußte damals ins Männerlager zur Untersuchung, weil ich eine Ohrenoperation machen lassen mußte. Nach dem Typhus war das Ohr voll Eiter, so daß ich schon nicht mehr sprechen konnte. Da bin ich ins Männerlager gekommen und unter SS-Aufsicht von Häftlingen operiert worden. Die SS-Ärzte waren diejenigen, die die Selektionen vornahmen, das war im Block zehn, links, rechts, links, rechts. Dort haben sie auch Krebs und Furunkulose und sowas gespritzt.

Es gab zum Beispiel eine Deutsche, Ruth Dattel, die hatte einen kleinen Jungen von zwei oder drei Jahren. Als sie reinkam ins Lager und von dem Kind getrennt werden sollte, da sagte der Kleine: »Ach Onkel, laß mich doch bei meiner Mutti, ich will auch ganz artig sein.« Das Kind ist dann mit ins Lager reingekommen. Das wurde natürlich verwöhnt. Als wir dann später auf Transport kamen, da hat die Ruth den Kleinen auf einen Wagen gesetzt, und nachher war der Wagen weg. Viel später nach dem Krieg, hörte ich dann im Radio eine Sendung, wie dieser Kleine – er war inzwischen in der Tschechoslowakei gelandet – von seiner Mutter abgeholt wurde. Und da sagte er: »Du bist nicht meine Mutti, meine Mutte hatte keine Haare und du hast ja Haare. Meine Mutti hatte eine Glatze.«

In Auschwitz habe ich einen Häftling kennengelernt, der hatte schon zehn Jahre Zuchthaus hinter sich. Der wurde meine große Liebe. Später haben wir uns in Berlin wiedergetroffen. Er war Elektriker und hat unsere Maschinen repariert. Jeder ging zu ihm und fragte, ob er den oder jenen kennt, weil ja das Männerlager getrennt vom Frauenlager war. Ich ging auch zu ihm, und da erzählte er mir, daß er schon zehn Jahre im Zuchthaus war. Und in dem Moment war für uns beide . . . Die haben uns mal gekriegt. Wir standen draußen auf dem Trockenplatz. Der Mond schien so herrlich, der war groß und orange, und dahinter die Solau, das war ja irgendwie doch wie ein Stückchen Freiheit, und wir haben uns geküßt, und dabei sind wir erwischt worden. Ich hatte wieder Glück, das bedeutete ja eigentlich Tod. Ich mußte mich im Lager zurückmelden, doch die SS-Aufseherin sagte, sie nimmt mich in ihr Kommando. Und zwar deshalb, weil ich sehr gut basteln konnte, da mußte ich für sie Puppen machen.

Als die Rote Armee näher kam, wurde Auschwitz von den Nazis geräumt, die schossen noch in die Menge rein, einem Mädchen haben sie dabei ein Auge ausgeschossen, so kamen wir auf Transport. Nachher haben die Nazis Auschwitz angesteckt, hinter uns brannte es schon. Aber die Schwerverkrankten, die sind drin geblieben, die sind dann befreit worden. Bei der Befreiung hatten wir einen russischen Häftling, den haben sie von Kopf bis Fuß tätowiert, da war nicht eine Stelle an ihm, die nicht tätowiert war, die Finger, das Gesicht, der sollte ein Lampenschirm werden. Da kam aber die Befreiung dazwischen. Aber wie schlimm das für einen Menschen ist, so weiterzuleben, denn es weiß doch niemand, warum der so herumläuft.

Von Auschwitz aus sind wir dann auf Todesmarsch geschickt worden. Wir sollten nach Bergen Belsen, aber da war schon alles voll. Erst sind wir drei Tage gelaufen, bei 18 Grad Kälte. Bergauf, bergab, in einer offenen Scheune mußten wir übernachten. Hinter uns rief die SS: Aufstehen! Aufstehen! Dabei schossen sie in die Luft. Wenn man nicht schnell genug war, haben sie geschossen.

Dann sind wir in Viehwaggons gekommen. Ich weiß nicht mehr, wieviele Tage wir in den offenen Viehwaggons gefahren sind, vielleicht drei Tage, vielleicht eine Woche. Dann kamen wir nach Ravensbrück und wurden in eine große Baracke getrieben, in der lag Holzwolle auf dem Boden, da mußten wir uns eng aneinandergedrückt hinstellen und uns dann runterlassen. Die meisten waren ja schon im Zug tot gewesen, erfroren. Und die anderen, die waren alle wie tot. Ich bin dann mit meiner Freundin rausgegangen, wir sind über die Menschen gestiegen, da hat keiner mehr einen Laut von sich gegeben. Wir haben gesagt, das machen wir nicht mehr mit. Wir sind zu einem SS-Mann gegangen und haben dem gesagt, er soll uns erschießen. Er sagte, den Befehl habe er nicht. Dann haben wir uns in den Schnee gesetzt und gedacht, gut, dann werden wir eben erfrieren. Aber wir sind nicht erfroren. Das ist dann morgens wieder weitergegangen.

In Ravensbrück sind wir vier Wochen geblieben, dann ging es nach Neustadt/Kleve. Das war früher ein Lager für Kriegsgefangene gewesen, das bestand nur aus leichten Baracken. Zuerst waren wir in einem Kino untergebracht, das war ein leerer Raum, der war vielleicht vier Quadratmeter groß. Da standen ein paar Eimer drin. Die Eimer waren bald übergelaufen und dieser Kot an den Schuhen und damit über die Holzwolle oder das Stroh laufen – da sind schnell Seuchen ausgebrochen. Es gab auch Läuse und Flöhe. Später kamen wir in die Baracken, da war nichts weiter, nicht einmal Stroh, da war nur noch der blanke Boden. Es war immer so, daß wir aneinandergedrückt stehen mußten und dann runter. Wenn einer einen Moment zu spät kam, der ist nicht mehr runtergekommen, da war kein Platz mehr.

Wir sind dann wieder auf Transport gekommen, immer wieder, immer weiter, das ging bis Mai 1945.

Meine Großmutter, die hat illegal in Berlin bei einer Frau auf dem Hängeboden in der Wohnung gelebt. Die hatte später viele Freunde bei der SS, und meine Großmutter durfte sich da oben nicht mucksen. Dann hat diese Frau irgendwann Angst bekommen und hat meine Großmutter angezeigt. Sie ist dann abgeholt worden und kam nach Theresienstadt. Dort erfuhr sie, daß ein Transport nach Auschwitz geht, und da sie wußte, daß wir alle in Auschwitz sind, hat sie sich freiwillig gemeldet. Dort ist sie dann umgekommen. Mein Onkel und meine Tante, die haben illegal in einer Kneipe gelebt. Das war um die Ecke Potsdamer Straße. Das muß schlimm gewesen sein. Wenn Alarm ist, und es dringt durch einen Schlitz Licht, oder jemand kommt und prüft, ob jemand drin ist in der Wohnung, oder eine Bombe schlägt ein, die kommen immer dran. Es gab ja auch welche, die haben vier Leute in ihrer Wohnung versteckt gehabt. Das ist natürlich kein Leben, so in der Illegalität.

Als ich nach Berlin zurückkam 1945, das war schon ziemlich komisch. Ich hatte unterwegs jemand getroffen, einen Jungen aus Auschwitz, der führte mich. Die Bäckerfrau zum Beispiel, die sehe ich heute noch vor mir, die stand da immer noch, wo doch alles kaputtgegangen ist und keiner mehr lebte – und die stand immer noch in dem Laden und hat verkauft. Für uns ist doch eine Welt kaputtgegangen. Und dann kommt man raus und sieht die da immer noch stehen. Das war einfach unbegreiflich. Jetzt fingen ja erst die Schwierigkeiten an, wie überlebt man? Die Erinnerungen und das Überleben, das fing jetzt erst an. Es war natürlich schwer, sich zurechtzufinden. In Berlin habe ich dann auch meine große Liebe wiedergetroffen. Aber ich wollte unbedingt eine Familie haben, und mit ihm konnte ich keine Kinder haben. Ich wollte endlich drüber hinwegkommen, über alles. Meine ganze Kindheit habe ich furchtbar an Kindern gehangen, von ganz klein auf habe ich immer Kinder betreut und habe mir sehr ein Schwesterchen oder Brüderchen gewünscht. Ich war ja immer die Jüngste. Bei meiner Mutter ging das zweimal schief, beim dritten Mal ist dann die Kleine geboren worden. Das war mein Ein und Alles, es war, als ob es mein Kind war. Ich wollte einfach drüber hinwegkommen, man geht ja seelisch kaputt. Erst in dem Moment, wo man für eine Familie Verantwortung hatte, hat man das verarbeiten können. Ich habe dann meinen zukünftigen Mann kennengelernt und mußte mich entscheiden. Das war nicht leicht.

Ich habe dann in einer Schneiderei angefangen zu arbeiten. Das waren alles Lehrlinge, bis auf zwei Frauen, die da gearbeitet haben. Jetzt hatten die gehört, daß eine Jüdin anfängt. Das waren ja alles Mädchen, die im BDM gewesen waren. Mit der Jüdin wollten die nicht, da hieß es, sie werden nichts sagen dürfen. Die waren vollkommen geknickt. Nun fing ich da also an. Es ging zum Beispiel ums Aufräumen, da habe ich die Stecknadeln vom Fußboden gesammelt und saubergemacht. Da haben sie sich schon angeguckt, das war für sie eine ganz andere Welt, die haben sich was anderes darunter vorgestellt. Die hatten zuerst Angst. Viel später sagte eine einmal – es war ein bißchen laut

---

bei uns – »Hier ist es so laut wie in einer Judenschule«. Und die anderen Mädchen, die haben sich die Frau vorgenommen, als ich draußen war, und haben die fertiggemacht, wie sie so etwas sagen könne in meiner Gegenwart, denen hat das sehr weh getan. Nachher war das eine ganz wunderbare Zusammenarbeit, weil sie doch gesehen haben, daß man kein anderer Mensch ist.

Wiedergutmachung habe ich erst einmal nicht bekommen. Jeder Heimkehrer bekam 6.000 DM, die bekam ich nicht, weil die Zeit verstrichen war und weil es ein ausländisches KZ war. Zuerst haben sie mich als Opfer des Faschismus aberkannt. Ich war vorgeladen zum Fehrbelliner Platz, da stand ein Tisch und alle saßen da drumherum. Ich hatte meine Tochter auf dem Schoß, sie war vielleicht drei Jahre alt. Da sagten die zu mir, meine Eltern und Geschwister seien gestorben. Da habe ich gesagt, ich verbitte mir das, meine Eltern und Geschwister sind ermordet worden. Und prompt bekam ich daraufhin ein Schreiben, daß ich aufgrund meiner hohen Intelligenz unmöglich nur einfaches Mitglied der SED sein kann, ich muß Funktionär sein. Später mußten sie mich dann doch anerkennen, aber es hat acht Jahre lang gedauert.

Als ich jetzt im Krankenhaus war, waren da alles junge Ärzte und Schwestern. Das ging in einem fort mit meiner Nummer auf dem Arm. Erst hat einer blöd gefragt, ob das eine Telefonnummer sei. Dann waren sie wie vor den Kopf gestoßen. Verschiedene von ihnen hatten sich zwar mit dem Faschismus beschäftigt, sind aber trotzdem nicht drauf gekommen. Sie sagten, sie hätten sowas noch nie gesehen, auch nie darüber gesprochen. Wenn sie ihre Eltern fragten, so sagten sie, haben die nichts gewußt oder wollten nichts sagen, sie könnten nichts erfahren.